Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 18. Bromberg, den 29. Februar 1924.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955
von Hans Dominik.

(32. Fortsetzung.)

Dr. Glossin verließ seinen Wagen auf dem Flugplatz. Was tun? Eine neue Revolution versuchen? Offen mit den Roten zusammengehen? Er verwarf den Gedanken so schnell, wie er ihm gekommen war.

Jetzt gerade nach Washington und den anderen die Stirn gezeigt! Hatte er nicht allein die Revolution gemacht? Was waren die anderen ohne ihn? Nie hätten sie zur rechten Zeit losgeschlagen. Nie wäre es ihnen gelungen, zur Macht zu kommen! Ihm verdankten sie alles. Mit ihm mußten sie weiter durch dick und dünn gehen, wenn sie an der Macht bleiben wollten. Was hatte schließlich ein Zeitungsartikel im Wahlkampf zu bedeuten?

Mit festem Schritt betrat er das Sitzungszimmer im Weißen Hause. Kühle Worte und kühle Mienen. Es war klar, daß der Artikel von MacClaß hier bereits bekannt war. Deshalb zog er das Blatt aus der Tasche und warf es auf den Tisch.

„Den Wisch kaufte ich vor einer Stunde auf dem Broadway. Schwindel natürlich! Alles Schwindel!"

Drückendes Schweigen folgte seinen Worten. Bis William Baker die Frage stellte: „Alles . . .?"

Das war der kritische Moment. Mit eiserner Stirn mußte Glossin sofort sein einziges Wort sagen: „Alles!"

Als er den geraden durchdringenden Blick William Bakers auf sich ruhen fühlte, versagten ihm für einen Augenblick Entschlossenheit und Mut. Als sie ihm wiederkamen, war es für diese kurze knappe Antwort zu spät. Er mußte viele Worte machen. Den Gekränkten und Entrüsteten spielen.

„Mr. Baker, ich hoffe, daß Sie diese Unterstellungen nicht für wahr halten. Ich bin bereit, mich von jedem Verdacht zu reinigen."

„Es wäre im Interesse des Ansehens der Regierung sehr erwünscht, wenn Sie das könnten."

William Baker sprach die Worte langsam, während er eine Mappe ergriff, aufschlug und vor Glossin hinschob.

Der Doktor warf einen Blick darauf, und der Herzschlag stockte ihm.

Die Korrespondenz, die er bis in die letzten Tage drahtlos mit England geführt hatte. Chiffriert natürlich. Ein Dechiffreur von Gottes Gnaden hatte den geheimen Schlüssel rekonstruiert und alles entziffert. Hier standen die Depeschen, wie er sie aufgegeben und empfangen hatte. Daneben der wahre Sinn, der vernichtend für ihn war. Dann weiter seine Verhandlungen mit den Roten von Trinity Church. Dr. Glossin blätterte mechanisch weiter. Ein Bericht eben jenes MacClaß an den Beauftragten des amerikanischen Volkes William Baker.

Dr. Glossin ließ sich auf dem nächsten Stuhl nieder. Er fühlte, daß sein Spiel verloren war. Wie aus weiter Ferne klangen die Worte William Bakers an sein Ohr:

„Ihre Haltung bestätigt mir die Richtigkeit der Anklagen. Wir wollten nicht handeln, ohne Sie gehört zu haben. Was haben Sie zu sagen?"

Dr. Glossin schwieg.

„Wir haben unsere Maßnahmen getroffen. Sie können aus diesem Zimmer als Untersuchungsgefangener des Staatsgerichtshofes hinausgehen . . . oder . . . als freier Mann, um sofort ein Flugschiff zu besteigen und die Union für immer zu verlassen. Wofür entscheiden Sie sich?"

Dr. Glossin blickte um sich mit den Augen eines gehetzten Tieres. Von irgendeiner Stelle erwartete er Beistand . . . Hilfe . . . zum mindesten Mitleid. Und fand überall nur starre, abweisende Blicke. Er entschloß sich zur Antwort: „Für das letztere."

William Baker drückte auf einen Knopf.

„Herr General Cole, lassen Sie Herrn Dr. Glossin zum Schiff bringen."

Der General nahm den Auftrag entgegen. Er winkte dem Arzt. Uniformen wurden sichtbar, als er die Tür zum Vorzimmer öffnete. Die Leute des Generals umringten den Doktor.

General Cole ging zehn Schritte voraus. Er mied die Nähe des Verbannten. Mit schnellen Schritten erreichte er das Flugschiff und stand abseits, während seine Leute die Einschiffung Glossins überwachten. Anders als die Abfahrt Cyrus Stonards vollzog sich die Dr. Glossins.

*

Professor Raps saß in seinem Arbeitszimmer. Eine Anzahl von Dokumenten und Berichten bedeckte den großen Schreibtisch. Weiße Foliobogen lagen vor ihm. Die Feder ruhte in seiner Hand.

Doch er kam nicht weit mit dem Schreiben. Seine Züge verrieten höchste geistige Anspannung. Seine Rechte bewegte die Feder, warf einige Zeilen in der großen charakteristischen Schrift auf das weiße Papier, um dann wieder mit dem Schreiben zu stocken.

Er legte die Feder beiseite und griff nach einem Schriftstück, nahm ein zweites und drittes dazu. Überflog, las und verglich. Und dann plötzlich wichen die Falten, die seine Stirn furchten. Ein Leuchten der Befriedigung glitt über seine Züge . . . ein leiser Ruf entrang sich seinen Lippen: „So ist's!"

Tiefatmend legte er sich in den Schreibstuhl zurück und deckte die Hand über die Augen. Noch einmal ließ er die Glieder der Kette, die er in angestrengter Arbeit aneinandergereiht hatte, vor sich vorüberziehen.

Das erste Glied! Ein Bericht der Sternwarte von Halifax, datiert von dem gleichen Tage, an dem der Friedensvertrag zwischen England und Amerika unterzeichnet worden war. Um 8h 17m mitteleuropäischer Zeit zwei schnell aufeinanderfolgende starke Explosionen in nördlicher Richtung in der Zone der Polarlichter.

Die erste Explosion zeigte im spektroskopischen Bild die Linien des Kalziums und der Kieselsäure, die zweite diejenigen von Eisen und Aluminium. Die Astronomen von Halifax deuteten das Spektrogramm dahin, daß die zweite Explosion einen gewaltigen Brocken kosmischer Tonerde betroffen habe. Aber es fehlten die Sauerstofflinien, es waren nur Linien des reinen Aluminiums vorhanden . . .

Professor Raps konnte sich der Meinung der Astronomen nicht anschließen. Nach dem Spektrogramm mußte reines Aluminium explodiert sein . . . und dann die Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Auch die so oft zitierte Duplizität der Ereignisse konnte hier nur zur Erklärung heran-

gezogen werden. Vor zwölf Stunden war dem deutschen Gelehrten an diesem toten Punkt der Untersuchungen das erstemal blitzartig der Gedanke gekommen: das war eine Wirkung der Macht! Die Erscheinungen waren von der Macht verursachte Explosionen der Raumenergie. Aber waren sie gewollt? . . . Waren sie ungewollt geschehen? . . . Waren sie am Ende sogar gegen den Willen der Macht eingetreten? Ebensoviel unlösliche Rätsel wie Fragen.

Die nächsten Glieder! Ein Funkentelegramm des deutschen Dampfers „Bismarck“ aus dem Nordatlantik vom gleichen Tage: 40° 13′ nördlicher Breite, 35° 17′ westlicher Länge. Steuerbord voraus aufkochende See in 10 Kilometer Breite und 50 Kilometer Länge. Schwere Dampfwolken. Heißer Sprühregen auf Deck.

Die Morgenzeitungen hatten den Bericht gebracht und Kommentare wissenschaftlicher Kapazitäten dazu gegeben. Nach den Vermutungen der Gelehrten handelte es sich um einen unterseeischen Vulkanausbruch.

Professor Raps hatte die Depesche noch am vergangenen Abend gelesen. Er vermißte d e genaue Zeitangabe und war deswegen auf die Redaktion gegangen. Man hatte sie ihm bereitwillig gegeben. 8 Uhr 13 Minuten abends. Der Professor hatte das Originaltelegramm lange Zeit in der Hand behalten. Der Zusammenhang war zu frappant, zu augenfällig, um ihn nicht zu erschüttern. Und während er dort sinnend saß, hatte ihm der Redakteur eine andere eben einlaufende Depesche des Forest Departement of Canada vorgelegt. Ein Bericht über einen schweren Waldbrand, bei dem mehrere tausend Hektar Urwald verascht worden waren. Das Merkwürdige war, daß das Feuer sich hier nicht allmählich weitergefressen hatte. Die ganze riesige Fläche mußte beinahe zur selben Zeit aufgeflammt und niedergebrannt sein.

Dann hatte die Zeitung des späten Abends an dem gleichen Tage noch eine eigentümliche Meldung veröffentlicht. Einen Funkspruch der indischen Großstation zu Dehli.

Plötzliche, überraschende Schneeschmelze im Himalaja. Ghahngak, Burh Ghandk und Damla werfen Hochwasser in den Ganges. Überschwemmung bei Hajipur.

Die Morgenzeitungen des heutigen Tages hatten die Nachricht aus Dehli auch gebracht. Sie fügten aber eine zweite Depesche an, gleichfalls aus Dehli, daß die Schneeschmelze und das Hochwasser ebenso plötzlich, wie sie aufgetreten waren, auch wieder nachgelassen hätten.

Das waren die hauptsächlichsten Nachrichten, die wichtigsten Glieder der Kette.

Professor Raps hatte die Nacht keine Ruhe gefunden. Die Gedanken kamen und gingen während der Stunden von Mitternacht bis zum Sonnenaufgang. Sie überfielen ihn, drängten sich ihm auf, zwangen ihn wieder und immer wieder, diese Nachrichten zu überlegen, in Zusammenhang zu bringen. Als er sich am frühen Morgen erhob, hatte er eine Lösung gefunden. Es sind keine zufälligen Naturereignisse . . . es waren Wirkungen der Macht . . . Was war geschehen? . . . Raumenergie war an den verschiedensten Stellen der Erde fast gleichzeitig explodiert . . . Warum? . . Weshalb? . . . Vor dem Friedensschluß wären diese Auswirkungen erklärlich gewesen . . . Warum jetzt? . . . Jetzt war eine Probe der Macht nicht mehr nötig.

In der neunten Morgenstunde hatte Professor Raps ein Telegramm aus Hammerfest bekommen. Auch dort waren die beiden Explosionen im Spektroskop beobachtet worden, und diese zweite Beobachtung bestätigte seine Schlußfolgerungen. Die letzte Explosion zeigte die Linien reinen Aluminiums.

Was war der Zweck, was der Sinn aller dieser Erscheinungen . . . hatte es noch Sinn . . . war es am Ende auch sinnloser Kampf . . . hatte die Macht sich selbst bekämpft? . . . Drei waren es doch . . . drei sollten es sein? . . . Waren die drei Träger der Macht miteinander in Kampf geraten? Oder . . . war es Selbstvernichtung? . . . Selbstvernichtung? . . . Das Korrigens? „So ist's!“ Der Ausruf entfuhr dem Gelehrten, als seine Schlußkette bis zu diesem Punkte geschmiedet war. Das Korrigens des alten Linnés hatte sich gezeigt. In gewaltsamem Ausbruch hatte sich die Natur von einem Druck befreit, der ihren ewigen Gesetzen entgegenwirkte . . . War es das? . . . Es mußte so sein.

„So ist's . . . So ist's gewesen.“ Die Überzeugung dafür trug er in Kopf und Herz.

Es war Zeit, ins Kolleg zu gehen, die Vorlesung über Elektrodynamik zu halten. Er verließ seine Wohnung und ging in die Hochschule.

Er sprach und war selbst über den Schwung, über das Feuer seines Vortrages erstaunt. Er fühlte es, er merkte es an den Mienen der Zuhörer, daß er das Auditorium heute mehr denn je faszinierte. Es lebte und wirkte etwas in ihm, was ihn emporhob, was den logischen Schlüssen, den mathematischen Formeln seiner Vorlesung einen höheren Schwung gab. Und die Hörer fanden ihren Lehrer verändert, sahen, daß das feine ruhige Gelehrtengesicht heute in Entdeckerfreude glühte.

Die Vorlesung war zu Ende. Professor Raps wollte das Katheder verlassen und sah, daß seine Hörer noch etwas von ihm erwarteten, daß hundert Augenpaare fragend an seinen Mienen hingen. Und blieb noch einmal auf dem Katheder stehen, fühlte, wie seine Lippen sich unter einem inneren Zwang öffneten. Wußte nicht, wie es geschah, daß er die Worte sprach: „Meine Herren! Natura non facit saltus!“

Stille herrschte im Hörsaal. Aber die Hörer sahen das Gesicht ihres Lehrers aufleuchten, sahen eine Verklärung auf seinen Zügen, und jeder von ihnen fühlte es: Hier hatte ein großer Geist in die weltbewegenden Ereignisse der letzten Tage hineingeschaut. Brausender Beifallssturm durchtobte den Saal, als der Professor das Katheder verließ.

Die Abendblätter brachten bereits einen Bericht über die Vorgänge im Kolleg. Das Wort Linnés, das der Professor dort gesprochen, wurde um den Erdball gefunkt.

Ein Blatt brachte die Nachricht, daß ein hoher Beamter der Reichsregierung den Professor bereits am Nachmittag in seiner Wohnung aufgesucht und eine längere Unterredung mit ihm gehabt hatte. Ein anderes wußte zu melden, daß die Vertreter der Reichsregierung danach bis spät in die Nacht hinein getagt hätten. Depeschen durchschwirrten die Welt. Die Konferenz der Reichsminister erwies sich als Tatsache und steigerte die Spannung.

Was wußte Deutschland? . . . Kannte es das Geheimnis?

Die Augen der ganzen Welt richteten sich plötzlich nach Deutschland. Man begann zu rechnen. Man überschlug die deutschen Machtmittel. Die wirtschaftliche Stärkung Deutschlands durch die Lieferungen des Englisch-Amerikanischen Krieges. Daneben die Schwächung der beiden kriegführenden Länder. Die Erschöpfung ihrer Kassen, der Verlust ihrer Flotten und sonstigen Kampfmittel.

War Deutschland dem Geheimnis der Macht auf die Spur gekommen?

*

Als die Tür des Rapid Flyers ins Schloß fiel, ließ Erik Truwor die Turbinen anspringen. In jähem Aufstieg stürmte die Maschine in die Höhe, brachte Kilometer um Kilometer unter sich.

Schon stand der Sonnenball, der dort unten bereits zur Hälfte vom Horizont verdeckt wurde, wieder frei über der Kimme. Schon höhlte sich die weitgestreckte Eiswüste wie eine ungeheure Mulde unter dem Flieger.

Erik Truwor stand am Ruder und sah es . . . blickte dann wieder nach oben und ballte die Fäuste, als drohe er einem unsichtbaren Feind.

Ein einziger Gedanke beherrschte sein krankes Gehirn: Nach oben . . . immer höher nach oben . . .

Der Flieger stieg und stieg. Aber er war nur gebaut, eine Höhe von dreißig Kilometer zu erreichen, in ihr zu fliegen.

Erik Truwor sah am Höhenmesser, daß die Maschine langsamer stieg, daß die Kraft der Turbinen nachließ.

„Haha . . . haha . . .“ Wieder entquoll jenes dumpfe schaurige Gelächter seinen Lippen.

„Menschenwerk! . . . Tand . . . Sie können nicht weiter. Ihre Macht ist zu Ende . . . Aber ich, ich habe die Macht . . . haha . . . ich steige, bis ich euch unter mir habe . . . ihr da oben . . .“

Mit geschickten Griffen entfernte er die Sperrungen an den Schalthebeln des Strahlers. Und konzentrierte dann die Energie in den Druckkammern der großen Turbinen.

Schon war es geschehen, schon war die Wirkung zu merken. Die Turbinen, die bis dahin matt und unregelmäßig gelaufen waren, begannen sich in rasendem Wirbel zu drehen, rissen die Propeller in gleichem Tempo mit sich.

Der Rapid Flyer stieg unaufhaltsam. Längst hatte er die Dreißigkilometerhöhe überschritten und war tief in die Zone der Polarlichter eingedrungen. Schon strahlte die Sonne wieder gelbweiß, die er so lange Tage nur in blutfarbenem Dämmerlicht erblickt hatte. Schon stand sie hoch über der Kimme.

Der Rapid Flyer stieg, und das Land weitete sich. Schon waren hundert Kilometer erklommen. Die nördlichen Küstenstreifen der Kontinente wurden sichtbar, mehr zu ahnen als zu erblicken.

Höher hinauf! . . . Immer höher! . . . Es war vergeblich, daß er die Turbinen bis zum Bersten mit Energie versah. Es war vergeblich, daß die Propeller, bis zum Zerreißen gespannt, in rasendem Spiel rotierten. Die Atmosphäre war in dieser Höhe zu dünn, um den Luftschrauben noch Halt, den Tragflächen Stütze zu geben. Über hundert Kilometer kam er mit der Maschine nicht hinauf.

Wie hatte er auch hoffen können, mit diesem gebrechlichen Menschenwerk Höhen zu erreichen, aus denen er sein ganzes Reich zu übersehen vermochte. Etwas ganz anderes würde er bauen müssen. Eine Maschine, die, durch die Gewalt des Strahlers allein getrieben, raketenartig durch den Raum fuhr, die ihn in Sekunden Hunderte von Kilometern über

die Erde hob. Einen Himmelswagen, der neuen Macht ... der neuen Gottheit würdig. Schade, daß Silvester tot war. Der hätte ihm die Maschine sicher und schnell gebaut.

Unter dem rasenden Spiel der Propeller dröhnte und summte der metallene Rumpf des Rapid Flyers wie eine gespannte Saite. Jäh mischte sich ein scharfer Klang, ein harter Schlag in das Singen des Rumpfes. Erik Truwor trat einen Schritt zurück. Dicht neben ihm zeigte die Aluminiumwand eine schwere Einbeulung, als ob ein großer Stein sie von außen getroffen hätte.

In das Dröhnen des getroffenen Rumpfes mischte sich das dumpfe schaurige Lachen Erik Truwors.

„Ihr droht mir ... ihr wagt mir zu drohen ... ihr wagt mein Schiff zu berühren ... wartet ihr ... ihr ... Ich werde euch brennen ...“

Ein neues Dröhnen, eine neue Beule im Rumpfe des Rapid Flyers. An der eingebeulten Stelle war das Metall bis zur Rißbildung gereckt. Noch ein wenig mehr, und der Rumpf wurde undicht, die Sauerstoffatmosphäre seines Innern entwich in die luftleere Umgebung ...

Und dann ein drittes Mal. Eine neue schwere Einbeulung.

Erik Truwors Geist begriff die fürchterliche Gefahr nicht mehr, in die er sich mutwillig begeben hatte. Er war aus dem Schutze der dichteren Atmosphäre bis in jene fast luftleeren Höhen emporgestiegen, in denen der Erde der Schutz des Luftpolsters fehlt.

Er sah nur unsichtbare feindliche Gewalten, die ihm die Macht entreißen wollten. Mit einem Sprunge war er am Strahler und ließ die telenergetische Konzentration nach allen Seiten um den Flieger kreisen. Die Turbinen, der Energie beraubt, ohne Verbrennungsluft, ohne Kraft, stellten die Arbeit ein. Schwer wie ein Stein fiel die Maschine im luftleeren Raum nach unten.

Mit glühender Stirn und rollenden Augen stand Erik Truwor, die Hand am Strahler, und schleuderte dem Schicksal seine Herausforderung entgegen. Ein Bolide, ein Felsblock, viel größer als das Schiff, wurde vom Strahl gepackt, zischte auf und stand als feurige Dampfwolke im Raume.

„Haha ... birg dich, Schicksal! ... Fliehe, Schicksal, sonst brenn ich dich!“

Erik Truwor stieß die Worte, mit wahnsinnigem Gelächter vermischt, heraus, während er den energetischen Strahl kreisen ließ. Doch der freie Fall des Fliegers raubte ihm die Sicherheit der Bewegungen, machte die schon so schwierige Aufgabe, mit einem Strahl den halben Raum abzuschirmen, zu einer unlöslichen. Seine Hände vermochten den Strahl nicht mehr sicher zu meistern. Wildzuckend stieß er nach allen Seiten weithin durch den Raum. Jetzt traf er in Kanada einen Wald und fraß ihn in feurigem Wirbel. Jetzt ließ er auf den Gipfeln des Himalaja den Schnee aufkochen. Jetzt dampfte der Ozean, von der Energie durchsetzt.

Das Flugschiff stürzte, während die Sekunden sich zur Minute ballten. Schon wurde die Atmosphäre dichter, die Gefahr geringer.

Da ein scharfer, greller Schlag. Ein Meteorit von Faustgröße durchbrach die Decke des Flugschiffes. Drang weiter vor und traf den Hebel des Strahlers. Erik Truwor hatte zu Beginn seiner wahnsinnigen Fahrt die Sperrungen entfernt. Der Hebel wurde zurückgetrieben. Über den Sperrpunkt hinaus ... die Energie von zehn Millionen Kilowatt explodierte im Flugschiff, im Strahler selbst ... Eine Feuerwolke, wo eben noch der Flieger durch den Raum stürzte.

So schnell wie das Feuer am Himmel entstand, verschwand es auch wieder. Machte bläulichem Dampf Platz, der sich ausbreitete, auflöste und zu Nichts wurde. Nur das Nichts blieb übrig. Der leere Raum. Nichts mehr vom Rapid Flyer, von seinem Insassen und vom Strahler.

Die letzten Ausläufer der schweren Explosion erreichten noch die unteren Schichten der Atmosphäre. Ein Sturm jagte über das Schneefeld und ließ die Flanken des Eisbergs erzittern. Ein Schüttern und Dröhnen ging durch das Eismassiv. Ein Aufruhr aller Elemente begleitete den Untergang dessen, dem das Schicksal eine so unendliche Macht anvertraut hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Jahrmarkt und Judenhochzeit.

Dr. Karl Schneider, der Verfasser der „Allgemeinen Bestimmungen betr. das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen“ (von 1872) war von 1857—1868 Pastor in Schroda. Aus dieser Zeit stammt seine Beschreibung eines Jahrmarkts und einer Judenhochzeit, die als Kulturbild die Leser interessieren werden.

„Es ist gerade Jahrmarkt. Am Eingange in die Stadt sitzt die Jüdin mit dem leinenen Beutel, um von jedem Stück Vieh, wie von jedem Gespann, was einpassiert, eine Steuer zu erheben. Sie hat die Gefälle vom Magistrat gepachtet. Interessant ist ihr Streit mit den Leuten, die ihr Fuhrwerk dicht vor der Steuerempfängerin halten lassen und zu Fuß zollfrei vorüber streben. Sie würde solche Rechtsverletzungen noch viel energischer bekämpfen, wenn nicht einige Schlauköpfe, den blinden Eifer benutzend, unversteuertes Vieh bei der Eifernden vorübergetrieben hätten. Nun, wir sind gewiß frei. Drei Wege stehen uns offen. Zu den Töpfen, bei denen auch die Tischler ihre roten Kunstwerke mit den blauen und gelben Blumen aufgebaut haben, zu dem Vieh und zu dem Kram. Die Menge hat uns nach dem Markt hingeführt. Bettler, Krüppel und Lahme aller Arten, mit Bettelsack und Bettelstab gerüstet, haben sich an den Marktecken niedergesetzt und singen mit Stentorstimme ihre Lieder. Wir gönnen ihnen ein paar Groschen und hören ihr Bóg wielki zapłacz (der große Gott bezahl's!). Jetzt stehen wir mitten im Gedränge, und die Menschenmasse, die hier Kopf an Kopf wogt, ist im Verhältnis zu der Kleinheit des Ortes ungeheuer; denn ein Markt hat für polnische Städte eine ganz andere Bedeutung als für deutsche Gegenden. Die Hausfrau hat ein langes Verzeichnis von Dingen, die sie nur auf dem Jahrmarkt bekommt, darunter selbst ihr und der Kinder Schuhwerk. Der Bauer, der Dienstmann kaufen hier. Dort in der Kleiderbude bekommt der Junge den ganzen Einsegnungsstaat und daneben auch die Stiefel. Jetzt ziehen sie mit diesen zum Nagelschmied, der seit früh ununterbrochen beschäftigt ist, die Bauern, resp. ihr Schuhwerk zu vernageln. Allmählich wird es leerer und stiller, der Ramsch wird, wie fast alles, was die Juden feilbieten, verschleudert. Ihr ganzer Handel ist ein Glücksspiel mit maßlos hohem Erstgebot, von dem sie vor klugen Kunden tief herabgehen, das aber oft glückt und so den Schaden deckt.“

Nun das andere Bild. Die Braut ist siebzehnjährig; mündig ist der Bräutigam auch noch nicht. Er wird nach der Trauung bei seinem Schwiegervater, einem Stellmacher, in Haus und Lehre treten. So gering ist er nicht wie der arme Teufel, der ein Mädchen heiratete, weil er ihr drei Taler Waschlohn schuldig war, die er nun nicht zu bezahlen braucht. Unser Bräutigam hat seine 40 bis 50 Taler Geld. Deshalb hat auch der Schwiegervater 10 Taler zu Fleisch für die Hochzeit hergegeben. Die dafür beschafften Braten sowie der Branntwein zum Schmause kommen auf ihn. Für das übrige sorgen die Gäste, die trotzdem oft Tage lang bei Tanz und Lustbarkeit zusammenbleiben. Auf den Teller, der jetzt herumgeht, wollen wir auch ein Geldstück legen. „Für die Haube der Braut“ wird gesammelt und in dieser zarten Form von jedem Geladenen zum Hochzeitsgeschenk beigesteuert.

Der Bräutigam mit der Kappe auf dem Kopfe, dem weißen Mantel mit buntem Rande über das Sterbehemd geworfen, die Braut ganz und gar verschleiert, steht das junge Paar unter dem Baldachin, der auf vier Stäben emporgehoben wird. Dieses Plätzchen ist heilig, die Umgebung ganz indifferent. Synagoge, Platz neben der Kegelbahn, Schankstube, alles das kommt vor. Nachdem die Rede, wofern eine solche bezahlt wird, gehalten, die Scherben zertreten, und die vorgeschriebenen Gebete von drei „Gelehrten“ vorgelesen sind, nimmt der Kopulator den Hut ab und sagt: „Ich gratuliere Ihnen.“ Das ist das Zeichen zur Prosa, auch zur Lust; aber ehe man zur Tafel geht, muß der Sonnenuntergang abgewartet werden. Über Tisch jagen sich gereimte Toaste. Israels Jugend bereitet sich lange vorher auf selbige vor und deklamiert sie mit Pathos, „schlecht gereimt, doch gut gemeint“. Zuletzt hält der Rabbi eine Rede, in der er gewöhnlich ein biblisches oder talmudisches Wort so lange foltert und quält, bis es einen Witz oder wenigstens ein Paradoxon von sich gibt. Darauf wandert der Opferteller für ihn herum, wenn nicht der generöse Brautvater dieses Servitut klingend abgelöst hat. Der Bräutigam hat während der ganzen Zeit im Ornate gesessen. Der gute Junge ist Reformer und Mitglied der deutschen Fortschrittspartei; aber es ward ihm bedeutet, er müsse — wir sind hier orthodox. Nun bricht man auf. Zunächst der Tür scherzen und necken sich die Jünglinge und Jungfrauen. Unterdes räumt die sorgsame Mutter des Hauses mit Knechten und Mägden den Tisch ab, und bei all dem Geräusch halten die „Gelehrten“ das Tischgebet. Ihre Hüte, die ihnen gewiß niemand vertauschen wird, diese unvergänglichen Denkstücke aus den ältesten Zeiten, auf dem Kopfe, das vergilbte Buch vor sich, lesen sie in singendem Tone unter beständigem Auf- und Niederbewegen des Oberleibes, ihre Formeln ab. Das sind kosmopolitische Töne. Dem Ohre des einzelnen Menschen bleiben sie ewig unverständlich. Ob sie noch dasitzen mögen, die alten schwarzen Männer, ich weiß es nicht, die andern noch weniger, denn die tanzen schon wieder unten, während oben noch gebetet wird. F. J.

An den Türmen des Schweigens.

Die geflügelten Totengräber von Bombay.

Insel und Stadt Bombay bilden heute den Hauptsitz der Parsen, der noch übrig gebliebenen Anhänger der von Zoroaster gestifteten iranischen Nationalreligion, deren Ahnen vor den eindringenden Mohammedanern im achten Jahrhundert aus ihrer persischen Heimat hatten flüchten müssen und in Italien gastfreie Aufnahme gefunden hatten. Heute gehören die Parsen in Bombay als prominente Vertreter der indischen Bankwelt und Hochfinanz den ersten Gesellschaftskreisen an und bilden durch ihren im Handel erworbenen Reichtum und ihre soziale Stellung ein weit wichtigeres Element in der indischen Bevölkerung, als ihre verhältnismäßig kleine Zahl von rund 77 000 Köpfen erwarten ließe. Ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechend stellen die Parsen auch ein stattliches Kontingent zu dem großstädtischen, den höchsten Luxus entfaltenden Korsotreiben, das sich alltäglich auf dem Malabar Hill entwickelt, dem eleganten, auf der Bombay vorgelagerten gleichnamigen Halbinsel gelegenen Vorort, in dem die reichen Bewohner der Stadt ihre Villen haben. In scharfem Kontrast zu diesem eleganten Treiben der internationalen Gesellschaft von Bombay steht das düstere Menetekel, das sich in den schauerlichen Türmen des Schweigens kündet. Es sind die sog. Dakhma, die nicht weit von dem eleganten Straßenzug gelegenen Begräbnisstätten der Parsen, die mit großer Festigkeit an ihrer alten Religion und den damit zusammenhängenden Gebräuchen halten. Ihr merkwürdigstes Gepräge erhalten diese Gebräuche in den Begräbnisstätten auf dem Malabar Hill, auf denen die Leichen, getreu den Vorschriften des Zendavesta, den Vögeln zum Fraß vorgesetzt werden.

„Der Europäer," so schreibt der zurzeit in Indien weilende Weltreisende des „Popolo d'Italia", „müßte an diesem schauerlichen Brauch Anstoß nehmen, wenn sich nicht der ganze Akt so diskret und würdig abrollte, daß den Zuschauern wie den Angehörigen des Toten alles Peinliche erspart bleibt. Die Leichenzüge erreichen den Ort des Todes auf einem Seitenwege, der der vornehmen Korsostraße parallel läuft. Man sieht weder Leichenwagen, noch hört man den Chopinschen Trauermarsch oder Predigten und Reden. Ja, man sieht nicht einmal einen Sarg. Die Toten werden offen auf Brettern getragen, nur leicht mit einem Tuch umhüllt, das das Gesicht frei läßt, dessen Mund eine Blume schmückt. Verwandte und Bekannte begleiten den Toten, ohne eine Träne zu vergießen, vertieft in die Lektüre geistlicher Dichtungen oder Legenden, die sie unterwegs lesen. Neben dem Turm selbst steht die kleine Kapelle, in der, wie in allen Parsentempeln, dauernd das heilige Feuer unterhalten wird. Hier macht der Leichenzug einen Augenblick vor der auf dem Altar züngelnden Flamme Halt; dann übergeben die Leidtragenden die Leiche der Bestattungsgemeinschaft und gehen wieder ihrer Wege. Durch eine enge, niedrige Tür gelangt die Leiche in das Innere des Turms. Damit hat die eigentliche Leichenfeier ihr Ende erreicht. Der Turm stellt sich als ein massiver Granitblock dar, der weder architektonische Linien, noch ornamentale Motive erkennen läßt. Keine Inschrift, keine Säule, nichts, was bei uns an eine Begräbnisstätte erinnert, zeigt sich hier dem Auge. Dafür haben Gärtner diesen Granitblock des Schweigens mit einem Schmuckplatz umgeben, in dem wir die schönsten und seltensten Blumen, vor allem Rosen aller Art, vereint finden, deren betäubender Geruch die Luft mit üppigen Düften erfüllt. In den Zweigen der Bäume singen die Vögel, ungezählte Schmetterlinge gaukeln in dem Blumenwald und naschen von dem Nektar der Blüten.

Hoch oben auf dem Turm aber hocken die Aasgeier in ihrem schmutzig-grauen Federkleid, mit dem nackten, gelbangehauchten Kopf und dem orangegelben, an der Spitze hornblau getönten Schnabel. Sie sitzen da, als seien sie aus dem Stein gemeißelt. Sie warten. Vielleicht zählen sie die Leichenzüge, die einer nach dem andern, unten unter der kleinen Retorte verschwinden. Ein mechanischer Aufzug befördert die Leichen auf die Höhe des Turmes, der in breiten Mauerkreisen ausläuft, von deren jeder wieder in 24 Abschnitte geteilt ist, die wie die Speichen eines Rades angeordnet sind und schräg geneigt nach dem Mittelschacht verlaufen. Der erste Kreis ist für die Männer, der zweite für die Frauen, der dritte für die Kinder bestimmt. Dreißig Tage später erscheinen die Mitglieder der Bestattungsgemeinschaft mit schwarzen Handschuhen bekleidet und langen Pinzetten bewehrt, um die Überbleibsel der verwesten Leiche in den Mittelschacht zu stürzen. Dieses Schicksal blüht Armen wie Reichen, Großen wie Kleinen, dem edlen Menschenfreund wie dem Mörder.

Wenn der letzte Sonnenstrahl hinter der Linie des Horizonts verglüht, öffnen sich die Fallgitter in dem Turm des Schweigens und die schauerliche Mahlzeit beginnt. Die hohen Mauern entziehen dem Auge das widerliche Schauspiel, das sich auf dem Boden des Schachtes vollzieht. Die geflügelten Totengräber kennen die Stunde genau. Schon erheben sie sich in Scharen von dem Granit und krächzen wütend der Sonne nach, die sich nicht entschließen kann, zur Rüste zu gehen. Hungrig wetzen sie Schnabel und Krallen am Stein, um sich zum Angriff zu rüsten. Sie sind der einzige dunkle Fleck in dem gleißenden Bild des Sonnenuntergangs; sie schreiben auf das blutrote Himmelpergament die Worte: Ende und Hunger. Bevor der Sonnenball im Meer verschwindet, zucken noch einmal Milliarden goldener Pfeile über den Horizont. Himmel und Erde bilden einen Riesenscheiterhaufen brennender Schönheit, und man weiß nicht, ob die Wolken oder das Wasser oder aber die Luft in intensiveren Flammen lodern. Ein wildes Gekreisch krächzender Stimmen unterbricht das Schweigen. Mit rauschenden Flügelschlägen kreisen die Geier in der goldzitternden Luft. Sie wissen, daß ihr Totenmahl gerüstet ist. Die Falltüren im „Turm des Schweigens" rasseln knirschend in den Angeln, die Vögel des Zoroaster schließen sich zum Kreis und verschwinden in dem Totenschacht. Wenn sie wieder erscheinen, ist auch der Tag wieder erwacht. Moslem und Parsen gehen jeder ihren Geschäften nach, und elegante Equipagen und Luxusautos rasen auf der Straße Bombay entgegen. Man glaubt der Rückflut der Zuschauer nach einem großen Wettrennen in Europa beizuwohnen. Und wenn die Nacht wieder ihre Schatten entläßt, haben auch die geflügelten Totengräber wieder ihre Wachtposten auf dem Turm des Schweigens bezogen. Wieder hocken sie wie aus Stein gehauen und warten auf neue Tote und neue Festmahlzeiten, auf neue Tränen und neue Feste, kurz auf das Leben, das im Grunde dem unseren gleicht."

Bunte Chronik

Ein originelles Testament.

Kürzlich hinterließ der in der Blüte seiner Jahre dahingeraffte namhafte Bürger von Winipeg, Hiram T. Swash, ein ungewöhnlich orginelles Testament. Es lautet wörtlich:

„Ich, Hiram T. Swash, hinterlasse in völliger geistiger und körperlicher Gesundheit:

1. Meiner Frau ihren Liebhaber und die Versicherung, daß ich lange nicht so dumm bin, wie sie glaubt.

2. Meinem Sohne das Vergnügen, arbeiten zu dürfen. Er soll sich nun selbst überzeugen, daß beim Arbeiten viel Vergnügen nicht heraussieht, nachdem er sich durch fünfundzwanzig Jahre eingebildet hat, ich arbeite nur zu meiner Privatpassion.

3. Meiner Tochter hunderttausend Dollar bar. Sie wird diese Summe dringend benötigen, da ihr Ehemann schwerlich je wieder ein so gutes Geschäft machen wird, wie er es durch die Heirat mit ihr tat.

4. Meinem Chauffeur meine sämtlichen Autos. Er hat die Kraftwagen so schon halb kaput gemacht, mag er nun dieses Geschäft ganz besorgen.

5. Meinem Kompagnon den guten Rat, sich schleunigst mit einem vernünftigen Menschen und guten Kaufmann zu assoziieren, sonst kommt das Geschäft, so wahr Gott lebt, schon im nächsten Jahr unter Zwangsverwaltung."

---

* **Kants Grab.** Bei der Königsberger Kant-Feier Ende April wird das Grab des Philosophen in seiner neuen Form eingeweiht werden. Die Ausführung der neuen Grabstätte, die an Stelle der alten Stoa Kantiana treten soll, wurde dem Architekten Lahrs von der Königsberger Kunstakademie übertragen. Sein preisgekrönter Entwurf zeigt in schlichten ruhigen Formen eine offene Halle über der eigentlichen Grabstätte, die Kants Gebeine enthält. Die Formen zeigen künstlerisch selbständigen Charakter: sechs schlanke, einfache viereckige Pfeiler tragen ein flaches, wenig vorspringendes Dach; glatte schmale Platten stehen am Platz der Kapitelle. Jeder auffällige Schmuck ist vermieden, auch an dem schmiedeeisernen Gitter, das die Pfeiler verbindet und die Halle nach außen abschließt. Eine Inschrifttafel an der Wand, die sich an den Dom anlehnt, wird auf die Weihe und Bedeutung des Ortes hinweisen. Die ganze Halle ist einige Stufen über den Boden erhöht. Die Gebeine Kants bleiben an ihrem bisherigen Platz und die Örtlichkeit soll durch einen Sarkophag bezeichnet werden.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.